



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 14 (1986)

DOI: 10.11588/fr.1986.0.52737

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Dagmar HÜPPER-DRÖGE, *Schild und Speer. Waffen und ihre Bezeichnungen im frühen Mittelalter*, Frankfurt am Main, Bern, New York (Peter Lang) 1983, 500 S., 12 Tafeln (Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte, 2; Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur, 645).

In breiter, die Disziplinen Philologie, Geschichte und Archäologie umgreifender Anlage bietet diese bei Ruth Schmidt-Wiegand, Münster/Westfalen, entstandene Dissertation einen gewichtigen Beitrag zur Geschichte der ältesten Schutzwaffe (*scutum*, *scilt*) und der ältesten Angriffswaffe (*lancea*, *sper*). Dabei gilt das Interesse der Autorin sowohl den beiden Einzelwaffen und ihren Bezeichnungen als auch dem Waffenpaar, das in der Formel »Schild und Speer« zu einem festen historischen Begriff geworden ist. Indem die Frage nach der sprachlichen Erfassung der Waffen eindringlich untersucht wird, kann über die bisherigen Ansätze der Archäologie, der Rechts-, Verfassungs- und Sozialgeschichte hinaus zweifellos ein fruchtbarer Aspekt für das Thema »Bewaffnung« hinzugewonnen werden, nämlich der Zugang zum Verhältnis des Waffenträgers zu seiner Ausrüstung, zu den Vorstellungen, die sich mit den Einzelwaffen verbanden.

In einem ersten Kapitel stellt Hüpper-Dröge methodische Vorüberlegungen zur historisch-philologischen Bezeichnungsforschung an, also zum Generalthema des Münsterschen Sonderforschungsbereiches, in dessen Rahmen die Arbeit entstanden ist. Dabei kommen Fragen der Begriffsgeschichte (im Anschluß an Reinhart Koselleck) ebenso zur Sprache wie der Methodenverbund von Archäologie und Geschichte, den Reinhard Wenskus eindringlich gefordert hat. Wenn Hüpper-Dröge in diesem Zusammenhang (S. 45) allerdings schreibt, daß Schriftquellen wie auch Sachüberlieferung nicht als Abbild einer real zu denkenden historischen Wirklichkeit fungieren könnten, sondern die zeitgebundenen Vorstellungen von dieser vergangenen Wirklichkeit vermitteln, so sieht sie das Problem der historischen Erkenntnis (bei gleichzeitigem Mißverständnis einer Aussage von Walter Schlesinger) doch zu sehr in Analogie zur philologischen Methode, ganz davon abgesehen, daß das Verhältnis von Wirklichkeit und Vorstellung nicht so schlicht gegensätzlich zu sehen ist, wie uns die Arbeiten eines Georges Duby und anderer gezeigt haben.

Nach Vorstellung der Schriftquellen des Althochdeutschen, darunter vor allem der für das Thema der Arbeit aufschlußreichen Glossenhandschriften, (S. 47 ff.) wendet sich Hüpper-Dröge der Entwicklung des Waffenpaares Schild und Speer bis zum Ausgang der Spätantike und im Frühmittelalter zu. Im zeitlichen Längsschnitt wird deutlich, daß bei den Kelten wie den Römern das Schwert die wichtigste Angriffswaffe war und »Schild und Speer« nicht die Bedeutung eines funktionalen Waffenpaares zukam wie bei den Germanen. Über deren Gewohnheiten unterrichten nicht nur die Waffenkombinationen in Gräbern, sondern auch die Aussage von Tacitus, daß den Germanen Schild und Stangenwaffe als Zeichen der Wehrhaftmachung galten, ein Befund, der mit der seit der Karolingerzeit bezeugten Schwertleite zu kontrastieren wäre. Überhaupt hätte die Darstellung hier und dort an Konturen gewonnen, wenn die Frage nach dem Stellenwert des Schwertes (vgl. seine Bedeutung bei Alamannen und Bayern S. 181) häufiger vergleichsweise berücksichtigt wäre.

»Schild und Speer im Frühmittelalter« (S. 173 ff.) waren, so konstatiert Hüpper-Dröge an Hand von Rechtsquellen, die Mindestausrüstung des waffenfähigen Mannes der Karolingerzeit; Schwert und vor allem Brünne und Helm stellten hingegen besondere, sozial auszeichnende Waffen dar. Auch hier wäre es interessant, die Einschätzung von Bewaffnungselementen diachronisch weiter zu verfolgen. So wurde die Brünne im Laufe des Hochmittelalters immer stabiler, und der Schild konnte dementsprechend kleiner und handlicher werden, erhielt aber als Wappenträger eine herausragende symbolische Bedeutung. Der Helm wiederum stand im Spätmittelalter als Bezeichnung stellvertretend für den niederadligen Ritter.

Auch ikonographische Quellen des Frühmittelalters (S. 191 f. und Tafeln am Schluß des Buches) lassen erkennen, daß Schild und Speer/Lanze als funktionales Waffenpaar verstanden

wurde: Auf Herrscherbildnissen trägt der *scutifer* beide Waffen auf der einen Seite, während auf der anderen der Schwertträger zu sehen ist. Doch gilt es, auch hier zu differenzieren: Schild und Lanze überließ der gerüstete Krieger dem begleitenden Knecht, solange es nicht zum Kampf kam, während das umgürtete Schwert gewiß in anderer, engerer Beziehung zum Körper stand und nur in besonderen Situationen als Herrschaftszeichen vorgetragen wurde.

In zwei großen Kapiteln (S. 205 ff. und 290 ff.) stellt Hüpper-Dröge schließlich die sprachlichen Belege für die Einzelwaffen Schild und Speer zusammen und wertet sie aus – eine verdienstvolle und beeindruckende Sammlung der Waffenbezeichnungen in ihrer Differenzierung nach Material, Form und Funktion. Dabei fällt auf (vgl. *Résumé* S. 390), daß die Bezeichnungen für die Stangenwaffen weit weniger differenzierte Vorstellungen erkennen lassen als jene für den Schild; *sper* konnte ebenso den leichten Wurfspeer wie die schwere Stoßlanze bedeuten.

Was die Klassifizierung der Waffen allgemein betrifft, so wirkt die an verschiedenen Stellen (z. B. S. 196, 236, 245) wiederkehrende Ansicht nicht überzeugend, daß der Schild neben seiner Schutz- auch geradezu eine Angriffsfunktion besessen habe. Hüpper-Dröge stützt sich dabei zum einen auf den Materialbefund (Schildbuckel bisweilen stachelförmig ausgezogen), zum anderen auf sprachliche Wendungen wie Kampfschild oder *scilt unta weri* (S. 240) als Ausdruck der Gegenwehr und damit des Gegenangriffs (?) und verweist auf die von *scirm* abgeleiteten Bezeichnungen für das Fechten, wie sie in frz. *escrimer* noch weiterbestehen. Doch wird man die Schildbuckelausformung wohl eher als Abwehrverstärkung zu deuten haben, und die Glossierung von *clipeus* als *champhschild* dürfte den Einsatzbereich erläutern, nicht so sehr eine Angriffsfunktion. Auch die Glosse *scirmuuafan* für *clipeus* kann nicht für die These von Hüpper-Dröge herangezogen werden (S. 246). Denn *scirm* bedeutete nach Ausweis der Wörterbücher nie »Angriff«, sondern das Parieren, also die Abwehr beim Fechten, und das Wort *uuafan* bezeichnet vereinzelt auch schon im Frühmittelalter die Schutzwaffe Schild, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß *arma/uuafan* in erster Linie die Angriffswaffen meinen. Gerade die komplementäre Verbindung der Waffen Schild und Speer in der Paarformel, auf die Hüpper-Dröge S. 393 noch einmal hinweist, spricht dafür, daß hier einerseits Schutz, andererseits Angriff prototypisch gefaßt sind und verstanden wurden.

Insgesamt bietet, das ist noch einmal zu betonen, die Arbeit eine Fülle von Einsichten zur Geschichte und sprachlichen Bewältigung der beiden Waffen, und es darf mit Spannung auf eine weitere von Hüpper-Dröge angekündigte Studie umfassenderen Charakters gewartet werden, die Waffenbezeichnungen und Waffennamen im frühen Mittelalter zum Thema hat.

Thomas ZOTZ, Göttingen

Jürgen HANNIG, *Consensus fidelium. Frühfeudale Interpretation des Verhältnisses von Königtum und Adel am Beispiel des Frankenreiches*, Stuttgart (Hiersemann) 1982, 343 p. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 27).

La série des monographies consacrées à l'histoire du Moyen Age et placée sous la direction de K. Bosl vient de s'enrichir d'une contribution de premier ordre, dont nous rendons compte ici même.

Comme il est de règle Outre-Rhin, l'A. commence son étude par une présentation historiographique de son sujet. Ces perspectives, qui font cruellement défaut chez nous, ont l'avantage, quand elles sont bien tracées, de mettre en évidence les pesanteurs des constructions idéologiques dont les historiens sont tributaires, par conséquent de les rendre plus circonspects et plus modestes dans leurs propres conclusions, qu'ils présentent cependant avec plus de vigueur.

Or, pour reprendre le titre d'un article récent, clair et percutant, J. Hannig a justement réussi